

Zusätzliche Grundsatzinformationen wären auch an anderer Stelle wünschenswert, so etwa mit Blick auf den Beitrag zum Jüdischen Friedhof im Johannistal (S. 26 f.), denn 1937 wurde nicht nur der Pachtvertrag gekündigt, sondern der Friedhof wurde komplett bräut, das heißt die sterblichen Überreste exhumiert und das Areal eingeebnet. Erst später übernahm das Gelände ein Kleingartenverein.

Das Bemühen um eine leichte Sprache ist bereits bei den Überschriften deutlich sichtbar, die nicht immer dem Inhalt des Beitrags gerecht werden. Der Artikel zum Prediger Adolf Jellinek etwa ist überschrieben mit „Der Opa von Mercedes Benz“ (S. 40) – dass Mercédès Jellinek eine Enkeltochter desselben war, ist lediglich ein Halbsatz am Schluss. Und muss man Karl Marx abwertende Titulierung von Ferdinand Lassalle als „jüdische[r] Nigger“ (S. 46) oder die Bezeichnung des (getauften) Tenors Richard Tauber als „Operettenjude“ (S. 79) – dazu stempelten ihn die Nationalsozialisten – tatsächlich in der Überschrift wiederholen? Problematisch ist auch, wenn in Bezug auf die Novemberpogrome von 1938, die eine massive antisemitische Gewalt- und Propagandakampagne des nationalsozialistischen Regimes darstellten, Artikel aus der gesteuerten Tagespresse unkommentiert wiedergegeben werden (S. 69, 109). Es war auch nicht „[d]ie Pogromnacht“, die in Dresden „Sempers Synagoge in Schutt und Asche“ (S. 31) legte, sondern konkret Angehörige der NSDAP beziehungsweise von deren Gliederungen, die das Gotteshaus der Jüdischen Gemeinde, nicht Sempers, niederbrannten. Hier, wie auch an anderer Stelle, wäre zudem die Angabe der genauen Quelle wünschenswert gewesen. Von den kleineren Monita, die im Band enthalten sind, sei lediglich einer präzisiert: Tatsächlich erreichten die sächsischen Jüdinnen und Juden bereits 1849 die rechtliche Gleichstellung, die ihnen auch in der Phase der Restauration erhalten blieb – im Unterschied zu den in Sachsen lebenden Jüdinnen und Juden anderer Nationalität, für die diese erst 1868, nicht 1869 (S. 23), ihren Abschluss fand.

Insgesamt bleibt das Fazit nach der Lektüre zwiespalten. Einerseits ist der Versuch, aus ganz Sachsen Geschichten über jüdisches Leben, gerade auch die wenig bekannten, zusammenzuführen und für ein breites Publikum aufzubereiten, durchaus begrüßenswert. Andererseits fehlt die wichtige Auseinandersetzung mit der Frage, was genau denn eigentlich jüdisch in den unterschiedlichen Kontexten meint. Zudem fehlen durch das gewählte Kurzformat der Texte an vielen Stellen zusätzliche, teils auch grundsätzliche Informationen und Kontextualisierungen.

Radebeul

Daniel Ristau

ANGELIKA SCHASER/SYLVA SCHRAUT/PETRA STEYMAN-SKURZ (Hg.), *Erinnern, vergessen, umdeuten?* Europäische Frauenbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert (Geschichte und Geschlechter, Bd. 73), Campus Verlag, Frankfurt/Main 2019. – 406 S., kart. (ISBN: 978-3-593-51033-0, Preis: 43,00 €).

Warum sollte man an Frauen und Frauenrechtlerinnen erinnern? Bis heute finden sich zum Teil große Lücken innerhalb der Geschichtsschreibung der Frauenbewegung und Fehlstellen in weiblichen Biografien. Im Vergleich zu anderen Disziplinen der Geschichtswissenschaft wurde das Thema Frauenbewegung und ihre Akteurinnen seit mehr als 100 Jahren stiefmütterlich behandelt und fristet ein Nischendasein. Insbesondere fehlt ein transnationaler Vergleich. Eine wichtige Pionierarbeit zum Austausch der ersten deutschen Frauenbewegung mit ihren Mitstreiterinnen in den USA hat Magdalena Gehring verfasst (M. GEHRING, *Vorbild, Inspiration oder Abgrenzung?*, Frankfurt/Main/New York 2020). Der vorliegende Sammelband versucht Frauen, die immerhin die Hälfte der Gesellschaft ausmachen und dementsprechend auch zur

Erinnerungskultur gehören, einen Platz innerhalb der Geschichtswissenschaft zu geben und vorhandene Leerstellen zu füllen, damit sie nicht aufgrund von Deutungshoheiten und Machtzuschreibungen aus dem Fokus der Forschung verschwinden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat die Frauenbewegung selbst viel über sich und ihre Geschichte publiziert, was aber nicht half, den Prozess des Vergessens zum Thema Frauenbewegung zu verhindern. Historikerinnen und Historiker sowie feministische Interessengruppen und Verbände sind seit Jahren damit beschäftigt, diesem Vergessen entgegenzuarbeiten.

Die Publikation entstand nach der Tagung „Verzicht auf Traditionsstiftung und Erinnerungsarbeit? Narrative der europäischen Frauenbewegung im 19. und 20. Jahrhundert“, welche vom 19. bis zum 21. März 2018 in Hohenheim stattfand. Für das Verfassen der Beiträge konnte auf einen gemeinsamen Fragenkatalog zurückgegriffen werden, den die Herausgeberinnen den Autorinnen vorher vorgeschlagen hatten. Beispielsweise wurde darin nach der Rolle der Medien innerhalb der Geschichtsschreibung über die Frauenbewegung oder nach dem Selbstverständnis der Akteurinnen der Frauenbewegung gefragt.

SUSANNE SCHÖTZ untersucht Louise Otto-Peters' publizistisches Schaffen im Jahrzehnt der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF), also 1865 bis 1875, in allen Printmedien der Zeit (S. 22-53). Auf diese Art und Weise brachte Peters ihr Konzept und das des ADF von Frauenemanzipation in Umlauf und wurde Teil des gesellschaftlichen Diskurses. Denn wer konnte besser auf die „Frauenfrage“ reagieren als Frauen selbst? Letztlich wurden dadurch auch Spuren im kulturellen und politischen Gedächtnis hinterlassen. In ihrer Untersuchung fokussiert Schötz auf das Publikationsorgan des ADF „Neue Bahnen“ und weitere Vereinspublikationen sowie auf drei Werke von Peters selbst: „Das Recht der Frauen auf Erwerb“ (Hamburg 1866), „Die Genius-Bücher“ (Leipzig/Pest/Wien 1869–71) und „Frauenleben im Deutschen Reich“ (Leipzig 1876). Gerade in den „Neuen Bahnen“ bestimmte Louise Otto-Peters maßgeblich den Diskurs, da sie als Herausgeberin die Themen vorgeben konnte. Bestimmte Argumentationsstränge führte sie gezielt in ihren Einzelschriften weiter beziehungsweise konkretisierte diese. Außerdem erreichte sie mit ihren Veröffentlichungen ein breites Publikum weit über die Grenzen des ADF hinaus und gestaltete so den gesellschaftlichen Diskurs mit.

RITA VOLTMER geht auf das Narrativ „Hexen gibt es nicht!“ ein (S. 70-94), dessen sich gerade im feministischen Umfeld gern bedient wurde und wird. Sie spürt der Figurwerdung der Hexe durch männliche Protagonisten wie Jakob Grimm und Jules Michelet, ihrer Adaption durch Frauen der ersten Frauenbewegung und der Wirkmacht bis in die 1970er-Jahre und darüber hinaus nach. Während die „weise Frau“ bei Jakob Grimm als Priesterin und Seherin zu finden ist, die auch in der Aufmerksamkeit von Hexenverfolgungen steht, definiert Michelet in seinem Werk „La Sorcière“ (Paris 1862) die „germanische weise Frau“ als „heidnisch-heilende Rebellin“ (S. 76). Sie ist gegen den mittelalterlichen Feudalismus, ist mit dem Satan im Bunde und kundige Helferin, Heilerin und Hebamme, die mit Pflanzen und Tieren spricht. Weitere Feministinnen wie Louise Otto-Peters (als einzige Vertreterin der ersten Frauenbewegung) und Margaret Murray werden genannt, die die Ideen Michelets umdenken. Im Nationalsozialismus erfährt das Hexen-Narrativ eine rassistisch-nationalistische Umdeutung. Heinrich Himmler selbst gründete eine Arbeitsgruppe, um Beweise für die Schuld der jüdisch-christlichen Kirche zu finden, die an millionenfachen Morden blonder und rothaariger Frauen, also Trägerinnen des germanischen Erbgutes, verantwortlich gemacht wurden (S. 82). In den 1960er- und 1970er-Jahren griff die zweite Frauenbewegung die Vorstellungen von Grimm und Michelet wieder auf und spätestens seit den 1980er-Jahren, nachdem die Frauen- und Geschlechtergeschichte an den

Universitäten verankert wurde, findet eine interdisziplinäre Forschung zur Hexenverfolgung statt. In ihrem Ausblick nimmt Voltmer eine kritische Bücherschau zu Literatur vor, die während der sogenannten dritten Frauenbewegung entstanden ist. Sie weist darauf hin, dass es weiterhin feministische Tendenzen gibt, die sich des männlich erzeugten Klischees der „weisen“, „emotional handelnden“, „mütterlichen“ und „spirituellen“ Frau bedienen.

JOHANNA GEHMACHER untersucht in ihrem Aufsatz (S. 95-123) die zwei gegensätzlichen Texte „Frauenstaat und Männerstaat“ von Mathilde Vaerting und „Der Mythos vom vaginalen Orgasmus“ von Anne Koedt, um daran die Aktivierung eines radikalen Feminismus durch transnationale – deutsche und amerikanische – und transhistorische Bezüge in den 1970er-Jahren aufzuzeigen. Wichtig ist die Frage nach dem Zugriff auf Vergangenes und die Differenzierung zwischen dem, was Aktuerinnen der Zeit dokumentieren und wie Historikerinnen und Historiker es später in die Geschichtsschreibung einordnen. Sie untersucht anhand der unterschiedlichen Texte von Vaerting und Koedt, wie „historisches Material“ als Ressource eingesetzt wird und wie zu unterschiedlichen Zeiten auf Vergangenheit zurückgegriffen wird (S. 98). Nach kurzen inhaltlichen Zusammenfassungen der Texte geht sie hauptsächlich auf die Entstehungsumstände ein und ordnet die beiden Texte nach der Gewichtung durch die Frauenbewegungen; wobei der von Koedt eine starke Rezeption durch die zweite Frauenbewegung in Deutschland und den USA erfuhr.

TIINA KINNUNEN legt in ihrem Beitrag dar (S. 312-337), dass das Schreiben und Tradieren von Biografien eine gängige Methode innerhalb der ersten Frauenbewegung war. Anhand von Lebensnachzeichnungen konnte Geschichte erzählt werden und es ließen sich Lehren daraus ziehen. Kinnunen konzentriert sich auf Frauen der Mittelschicht in Finnland und Schweden – zwei Pionierländer der Frauenrechte – vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1910. Ihre Datengrundlage basiert auf den Texten der Zeitschriften „Dagny“ und „Koti ja Yhteiskunta“, von denen sie alle Ausgaben der Jahre 1880 bis 1906 analysiert hat, und auf biografischen Darstellungen in Büchern und Essays der Zeit. Sie fragt nach der Funktion biografischen Schreibens und den damit verbundenen Auswirkungen auf die Politik. Hervorzuheben ist, dass eine finnisch-schwedische feministische Erinnerungskultur entstanden ist, die auf den Biografien von um 1900 basiert. Es geht um Frauen, von denen Porträts oder Nachrufe veröffentlicht wurden, wodurch an ihr Werk und/oder ihr Leben erinnert werden sollte. So wie an große Männer und ihre Taten erinnert wurde, was ein probates Mittel der Geschichtsschreibung ist, wurde in den Zeitschriften an Frauen gedacht. Es entstanden Bücher über berühmte Frauen („Kuuluisia naisia“) oder „the biographical collection on Finnish women“ von der Finnish Women’s Association, wo Pionierinnen der Krankenpflege, Erziehung und Kunst vertreten sind. Finnland ist hierbei ein besonderes Beispiel, da auf zwei Ebenen Unabhängigkeitsbestrebungen stattfanden: Zum einen wollte die Frauenbewegung neben berühmten Männern auch berühmte finnische Frauen darstellen, zum anderen sollte sich eine finnische Geschichtsschreibung etablieren, unabhängig von der schwedischen. Anliegen war es, die biologischen und gesellschaftlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau kleiner zu machen und eine gemeinsame Erinnerung an Feministinnen zu schaffen, sodass überkommene geschlechtliche Machtstrukturen neu verhandelt werden konnten. Deshalb wurden auch nicht nur nationale Frauen beleuchtet.

Der Sammelband zieht einen guten Querschnitt durch die europäische Frauenbewegung im 19. und 20. Jahrhundert. Es wird deutlich herausgearbeitet, dass, sich die Frauen damals national und international kannten, austauschten und einander erinnerten, da die Frauenbewegungen am Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts international stark vernetzt waren. Der Band trägt damit selbst zum

Erinnern, aber auch zum Umdeuten bei. Er regt weitere Forschung zu den Themen an und zeigt einmal mehr, wie wichtig es ist, Frauen aus vergangenen Zeiten nicht zu vergessen.

Dresden

Claudia Dietze

TULGA BEYERLE/KLÁRA NĚMEČKOVÁ (Hg.), Gegen die Unsichtbarkeit. Designerinnen der Deutschen Werkstätten Hellerau, 1898 bis 1938, hrsg. von den Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Hirmer Verlag, München 2019. – 246 S., 291 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-7774-3218-2, Preis: 39,90 €).

Geht es um Design, fallen oft die Namen bedeutender Männer: Ludwig Mies van der Rohe, Alvar Aalto, Paul Evans, Karl Springer und andere. Designerinnen hingegen, wie Florence Knoll, Margarete Junge, Eileen Gray oder Lilly Reich werden meist gar nicht oder nur in Nebensätzen genannt. Auch werden sie häufig in den Bereichen Textildesign oder Spielzeug verortet. Zu den sogenannten Männerdomänen Wissenschaft und Handwerk wurde Frauen zum Teil jahrhundertlang der Zugang verwehrt, teilweise unter Bezugnahme auf abstruseste biologische Eigenschaften: Frauen hätten ein kleineres Gehirn, seien weniger widerstandsfähig oder schlichtweg schwächer als Männer. Eingezwängt in die häuslichen Mauern fristeten die meisten Mädchen und jungen Frauen aus bildungsbürgerlichen Kreisen ein monotones Dasein als hübsch anzusehendes Accessoire der Männer, das Handarbeiten und „weiblicher Bildung“ nachgeht. Ein kurzes Aufflackern von Selbständigkeit konnten sie in der zeitweisen Ausübung eines Berufes erleben. Als Lehrerin, Erzieherin, Krankenschwester oder Verkäuferin waren sie in sogenannten weiblichen Berufsgruppen tätig. Diese Selbständigkeit wurde spätestens dann beschnitten, wenn ein geeigneter Ehemann gefunden war und sich Nachwuchs ankündigte. Stimmt der Ehemann einer Berufstätigkeit seiner Frau dann nicht zu, war sie gänzlich dem Arbeitsmarkt entzogen und auf Haus und Familie beschränkt. Glücklicherweise kämpften Frauen gegen diese Entwicklung, organisierten sich und teilten ihre Meinung mit. Auch zeigen Ausnahmebiografien von Frauen, dass sie, genauso wie ihre männlichen Kollegen, in sogenannten Männerberufen erfolgreich waren. Spätestens mit der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) 1865 hatten die bürgerlichen Frauen ein Sprachrohr und konnten sich reichsweit für ihre Belange einsetzen. Durch die unnachgiebigen Mühen der ersten Frauenbewegung, ihrer Mitstreiterinnen und Mitstreiter öffneten mit Beginn des 20. Jahrhunderts im Deutschen Reich erste Universitäten ihre Türen für das Frauenstudium. Frauen wurden so in breiteren Kreisen sichtbar und konnten selbstbestimmt einen Beruf wählen. Vorher mussten junge Mädchen, die am Kunsthandwerk Interesse hatten, entweder im Ausland studieren, eine Ausbildung an kostspieligen Privatschulen absolvieren oder Kurse in Vereinen besuchen. Wichtige Institutionen im Bereich Kunstgewerbe- und Designausbildung waren die Zeichenschule des Frauen-Erwerbsvereins Dresden, die Damen-Akademie des Künstlerinnen-Vereins und die weibliche Abteilung der Kunstgewerbeschule München sowie die Zeichen- und Malschule für Frauen des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin. Auch wenn sich die Ausbildungsbedingungen für Frauen besserten, ging es bei der Anstellung und Entlohnung meist nicht gerecht zu. Chauvinismus und Sexismus gehörten zum Alltag vieler angehender Designerinnen. Schriften wie „Die Frau und die Kunst“ von KARL SCHEFFLER verbreiteten abwertende Tendenzen innerhalb der gestalterischen Berufsgruppen und beschränkten Frauen auf Bereiche des Malens und der Flächenkunst, da sie durch ihren angeblichen Sinn für Farbe und die Fähigkeit der Reproduktion von Mustern für diese Arbeiten am geeignetsten schienen.